

Ein Blick auf die Eltern
«Sternstunde»-Moderatorin
Barbara Bleisch sagt,
was Kinder ihren Eltern
schulden. HINTERGRUND 2

Weltgebetstag
Bernhard Bislin bedauert,
dass sich Männer für die
ökumenische Bewegung
kaum engagieren. REGION 4



Foto: Fotolia

Deftige Scheibchen
In der Wurst steckt nicht
nur die Power von Eiweiss.
Sondern auch geistige
Sprengkraft. DOSSIER 5–8

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre
Kirchgemeinde lesen Sie
in Ihrer Gemeindebeilage
im 2. Bund. AB SEITE 13

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-
reformierte Zeitung

Nr. 3/März 2018
www.reformiert.info

Leitartikel

Die Wahrheit – heute wichtiger denn je?

Journalismus Wenn Medien «die Wahrheit» bemühen, sollten Leserinnen und Leser auf der Hut sein. Grosse ethische Begriffe haben ausgedient, um die Rolle von Medien in unserer Zeit zu beschreiben.



Stimmt, was da auf der Titelseite steht? Ständerätin Karin Keller Sutter in Davos

Foto: Evan Vucci. AP

Klein, und ein wenig trotzig, hängt das Plakat im RhB-Zug aus Davos: «Wahrheit – heute wichtiger denn je» steht dort auf Englisch. Unterschrieben hat die «New York Times», die grösste Zeitung Amerikas. Die für manche beste Zeitung der Welt führt einen epischen Kampf gegen den derzeitigen Präsidenten. In unzähligen Artikeln bezichtigt sie ihn der Lügen. Donald Trump seinerseits hat sich die «New York Times» zum medialen Lieblingsfeind erkoren und stempelt sie, auch in Davos, als «fake news media», als Lügenmedium.

Unterhaltung, Drama, Emotion
Nun ist der RhB-Zug aus Davos vielleicht nicht der sinnvollste Ort für diese Auseinandersetzung. Donald Trump jedenfalls entschied sich gegen RhB und für sieben schwarze Helikopter, um das Prätigau zu bereisen. Aber die Fra-

ge bleibt: Geht es Medien um die Wahrheit? Einiges spricht dagegen. Nicht nur Donald Trump pusht zweifelhafte Werte wie Egozentrik, Reichtum und Machismo medial zum neuen ethischen Goldstandard. Auch Journalistinnen und Journalisten, die Trump angeblich kritisieren, in Zürich und Davos aber Selfies schießen und seine Ankunft in Zürich im Echtzeiticker zum Megaereignis machen, treiben ein doppeltes Spiel. Sie machen gross, was sie angeblich verachten. Das ist zynisch, kaum ethisch.

Wenn ich überlege, was ich in den letzten achtzehn Jahren als Redaktionsleiter dieser Zeitung für die Wahrheit getan habe, dann tue ich mich schwer. Ich meine, es ging in erster Linie um Unterhaltung. Das ist vermutlich nicht verwerflich, Medien wollen verkauft, oder im Fall von «refor-

miert.» zumindest gelesen werden. Aber Unterhaltung und Leserinteresse bedingen, dass Themen zugespitzt werden, dramatisiert, emotionalisiert. Bereits damit werden sie unwahr. Wie viele Atheisten verträgt die Gretchenfrage? Brauche ich einen tätowierten Guru, wenn ich über Körperkultur schreiben? Muss ich im Dossier über Sex auch Sex abbilden? Solche Fragen zielen nicht auf Wahrheit, sondern auf die Aufmerksamkeit, die sie erregen. Tabubrüche sind allemal unterhaltsamer als fade Wirklichkeit.

Wahrheit und Freiheit
«Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen», heisst es im Johannesevangelium (8,32). Johannes fasst den Wahrheitsbegriff weiter als die New York Times. Wahrheit ist bei ihm ein Synonym für Lebenssinn. Sinnvoll ist mein

Wahr sind Medien nur dort, wo sie ihren Leserinnen und Lesern Freiheit ermöglichen. Die Freiheit, mündig zu bleiben.

Leben, meint Johannes, wenn ich es im Zusammenhang mit Gottes Handeln an mir verstehe. Ein journalistischer Artikel wäre nach Johannes also wahr, wenn er kommuniziert: Es gibt zu diesem Thema mehr zu bedenken, als man realistischere sieht. Es gibt offene Fragen, nicht nur Antworten. Und es gibt Antworten, die Realisten fragwürdig erscheinen mögen.

Dann folgt ein pragmatischer Nachsatz. Johannes sagt: Die Wahrheit wird Euch frei machen.

Das liest sich wie ein Beurteilungskriterium: Was Menschen frei macht, ist wahr.

In der heutigen Medienwelt steht dieser Satz vollständig quer.

Facebook, Google und Co. versuchen das Gegenteil, sie wollen mich binden, euphemistisch Personalisierung genannt. Im Netz bin ich erkannt mit meinen Eigenheiten und Vorlieben, werde beliefert mit den Themen und Inseraten, die mich mutmasslich interessieren. In meiner Blase erkenne ich einen Ausschnitt der Welt, meine Nachbarin sieht die gleiche Welt völlig anders, denn ihre Welt ist anders personalisiert. So sehe ich keine Zusammenhänge mehr, kann nicht sortieren oder relativieren, ich bin unfrei.

Desgleichen im Print: Wenn in derselben Ausgabe der NZZ (9.1.2018) der Churer Generalvikar und der Präsident der Schweizer Freidenker Platz erhalten, um ihre Gedanken zum Zustand der Kirche zu schildern, notabene ziemlich gegensätzliche Gedanken, dann mag mich beides befremden. Aber sie erhalten Raum nach den bereits zitierten journalistischen Regeln: Extreme Positionen erregen Aufmerksamkeit, Emotion kommt vor Information. Ich rege mich pflichtschuldigst auf und bin gebunden in meinem Ärger über diese Form von Journalismus.

Mündigkeit

Freiheit erhalte ich als Medienkonsument nur, wenn ich von Medien nicht mehr erwarte, als sie sind: Geschäftsprodukte, gute Unterhaltung, aber keine ethischen Produkte. Wenn ich erkenne, dass jeder Artikel, jeder Tweet, jeder Kommentar der Ausschnitt einer immer komplexer werdenden Realität sind, aber keiner von ihnen wahr. Das Selbstbild von Medien als vierter Staatsgewalt spiegelt einen faktischen Zustand, aber kaum einen ethisch begründeten Anspruch. Wahr sind Medien nur dort, wo sie ihren Leserinnen und Lesern Freiheit ermöglichen. Die Freiheit, mündig zu bleiben und sich zu entscheiden. Journalistische Geschäftsinteressen, die suggerieren, personalisieren, emotionalisieren, sind dabei keine grosse Hilfe. Im Interesse der Wahrheit wäre der Satz der New York Times deshalb zu ergänzen: Freiheit – heute wichtiger denn je. Reinhard Kramm

Familie – philosophisch betrachtet

Gesellschaft Was schulden erwachsene Kinder ihren Eltern? Nichts, findet die Philosophin und «Sternstunde»-Moderatorin Barbara Bleisch in ihrem soeben erschienenen Buch.

Sie widmen Ihr Buch «Warum wir unseren Eltern nichts schulden» Ihren Eltern. Was für eine Beziehung haben Sie zu ihnen?

Barbara Bleisch: Eine gute. Mit der Arbeit an meinem Buch habe ich auch nochmals neu über unser Verhältnis nachgedacht. Für mich ist wichtig, dass ich mich nicht für meine Eltern interessiere, weil ich in ihrer Schuld stehe, sondern weil ich es will.

«**Familie ist wie Nachbarschaft: Sie verursacht Reibung, greift in die Speichen der eigenen Werthaltung und ist gerade deshalb voller Reichtum.**»

Sie sind der Meinung, Kinder schulden ihren Eltern nichts allein aufgrund des Umstandes, dass sie ihre Kinder sind.

Diese Idee einer Art Erbschuld gegenüber den Eltern, die wir abarbeiten müssen, finde ich falsch. Das Eltern-Kind-Verhältnis ist keine Beziehung zwischen Gläubiger und Schuldner. Man kann es ja auch umgekehrt sehen, wie Jjoma Mangold in seinem Buch «Das deutsche

Krokodil»: Nicht die Kinder müssen ihren Eltern für Liebe und Fürsorge dankbar sein. Sondern zuweilen eher Eltern ihren Kindern dafür, dass sie als Objekt der Liebe hingehalten haben.

Das vierte biblische Gebot verlangt, Vater und Mutter zu ehren.

Dieses Argument bekomme ich oft zu hören. Aber in der Bibel finden sich auch andere Stellen. Etwa im Neuen Testament, als Jesus an der Hochzeit zu Kana seiner Mutter Maria sagt: «Was willst du von mir, Frau?». Jesus setzt hier seine Mutter auf dieselbe Stufe wie alle Frauen.

Was macht die Eltern-Kind-Beziehung denn so speziell?

Sie ist wie keine andere Beziehung. Wir werden in sie hineingeboren, ohne dass wir einander wählen können. Wir werden einander auch ein Leben lang nicht mehr los; es gibt Ex-Männer und Ex-Freundinnen, aber keinen Ex-Vater oder kein Ex-Kind. Zudem sind Eltern exklusiv: Man kann nicht im Erwachsenenalter neue Eltern finden – wohl aber neue Freunde. Das macht uns auf spezielle Art verletzlich. Und geht mit hohen Erwartungen einher.

Wie kann man sich von den Erwartungen befreien?

Erwartungen entstehen auch, weil wir die Familie oft romantisieren. Genau das tue ich in meinem Buch nicht. Denn eine Romantisierung verkennt, wie sehr Familie uns auch einengen und bedrohen kann. Die Familienbeziehung zu klären, ist anspruchsvoll. Es ist eine lebenslange Aufgabe, die sich aber anzuwenden lohnt.

Wie kann da die Philosophie helfen? Zum einen durch Klärung: Verstehen ist oft der erste Schritt zum



Barbara Bleischs Buch ist kein psychologischer Ratgeber.

Foto: Mirjam Kluka

besseren Handelns. Familie philosophisch zu klären heisst, Konzepte wie Ehre, Blutsverwandtschaft, Dankbarkeit, Tradition und Identität genauer zu untersuchen. Zum anderen gibt es in der Philosophie auch die Tradition der Lebenskunst, die immer noch wenig Aufmerksam-

keit erhält. Philosophie kann durchaus helfen, besser mit offenen Wunden und Enttäuschungen umzugehen.

Sie wenden sich am Ende Ihres Buches von der Ethik der Gerechtigkeit der Tugendethik zu. Warum?

Weil die Tugendethik nicht auf die Frage fokussiert, was wir einander schulden, sondern darauf, wie unser Leben glücken kann. Viele Menschen meinen, dass zu einem guten Leben auch eine geklärte Familienbeziehung gehört. Dem stimme ich zu. Aber zu einem gelungenen Leben gehört auch, dass wir uns als erwachsene Kinder selber verwirklichen können. Und das setzt ein gewisses Mass an Freiheit voraus.

Der Buchtitel irritiert. Anders als der Titel liest sich Ihr Buch als Plädoyer für die Familie.

Eine Familienbeziehung, die glückt, ist grossartig. Nicht nur, weil sie wertvoll und unersetzbar, sondern auch weil sie für die eigene Identität wichtig ist. Durch die Auseinandersetzung mit unserer Familie verstehen wir besser, wer wir sind.

Familie könne, schreiben Sie, eine Art Trainingslabor für geistige Offenheit sein.

Im Freundeskreis bewegen wir uns oft unter Gleichgesinnten. Anders in der Familie. Zu meiner Familie gehören etwa Strenggläubige und Atheisten, Rechtskonservative und pointiert Linke, Angepasste und Aussteiger. Sie eröffnen mir Lebenswelten, in denen ich mich sonst nicht bewegen würde. Familie ist also wie Nachbarschaft: Sie verursacht Reibung, greift in die Speichen der eigenen Werthaltungen und Überzeugungen und ist gerade deshalb voller Reichtum und unglaublich horizontweiternd.

Hat das Buch den Blick auf Ihre eigenen Kinder verändert?

Ich wurde mir nochmals neu bewusst, dass ich für die Fürsorge für meine Kinder keine Gegenleistung im Alter erwarten darf. Ich hoffe, dass ich im Alter nicht auf meine Kinder angewiesen bin, sondern dass meine Kinder sich aus freien Stücken unserer Beziehung zuwenden können. Interview: Nicola Mohler

Barbara Bleisch, 45

Die Mutter von zwei Kindern moderiert die «Sternstunde Philosophie» auf SRF und hat als Dozentin für Ethik diverse Lehraufträge inne. Für das «Philosophie Magazin» schreibt sie als Kolumnistin. Ihr Buch «Warum wir unseren Eltern nichts schulden» ist im Hanser-Verlag erschienen.

Buchtaufe und Diskussion:
20. März 2018, 20 Uhr, Kaufleuten Zürich

Noch kaum Datengeld im Spendenkorb

Wirtschaft Die Technologie der Kryptowährungen hat Nach- und viele Vorteile. Schweizer Kirchen und Hilfswerke nutzen sie bis anhin noch kaum.

Über Bitcoins und andere digitale Währungen wird viel gesagt und viel geschrieben. In Schweizer Kirchen spielen sie jedoch noch kaum eine Rolle. Der Berner Beauftragte für kirchliche Angelegenheiten verspricht gar eine Einladung zu einem Nachtessen, falls eine Kirchgemeinde gefunden würde, die Spenden in Kryptowährungen akzeptiert. Und bei Alliance Sud – der Arbeitsgemeinschaft von Schweizer Hilfswerken –, Brot für alle, Swissaid, beim Kirchenbund und beim Hilfswerk der evangelischen

Kirchen (Heks) klingt es ähnlich: Für die eigene Arbeit ist es noch kein Thema. Wie Jon Andrea Florin von Swissaid präzisiert, aber auch Dieter Wüthrich vom Heks: Die Technologie der Kryptowährungen sei «sehr interessant» wegen der Transparenz des Prozesses. Aber: Sie etwa für den Zahlungsverkehr zu nutzen, würde wohl «erhebliche Ressourcen» bei Personal und Finanzen erfordern.

Weiter geht die Freikirche International Christian Fellowship (ICF). Auf ihrer Website können Spende-

willige nicht nur mit der bekanntesten Kryptowährung bezahlen. Neben Bitcoin sind auch Bitcoin Cash, Ethereum, Bitcoin Diamond, Stellar Lumen und Ripple aufgeführt.

Chancen und Gefahren

Diese sechs sind nur ein Bruchteil der Vielfalt: Rund 650 Kryptowährungen werden heute gehandelt. Der Name des rein digitalen Geldes kommt von der Datenverschlüsselung, der Kryptografie. Der Austausch der Währungen erfolgt nach dem Prinzip der Blockchain. Bei diesem Prozess werden Daten zu «Blöcken» zusammengefasst und praktisch unveränderbar verschlüsselt. Sie werden einer Reihe von Blöcken angehängt, mit dem verbunden und dem folgenden verbunden und mehrfach gespeichert.

Die Transparenz des Prozesses ist nur einer von mehreren Vorteilen, die für einen Einsatz von Kryptowährungen sprechen. Weitere Plus-

«**Ein Bitcoin-Konto ist auch gut für Erpressung oder Schwarzgeld geeignet.**»



Roger Wattenhofer
ETH-Professor Distributed Computing

punkte: Die Währungen werden «peer to peer» gehandelt, also direkt zwischen den Nutzenden, ohne Banken. Sämtliche Daten sind dezentral auf vielen verschiedenen Servern mehrfach gespeichert. Und Beträge können zwischen Beteiligten weltweit verschoben werden.

Aber es gibt auch Kritik. Ökonomen bemängeln den fehlenden Gegenwert und die gigantische Spekulation. Und: «Bitcoin hat einen enormen Energieverbrauch, andere Kryptowährungen sind besser», sagt Roger Wattenhofer, Professor für Distributed Computing an der ETH Zürich. Die stark steigende Rechenleistung des Bitcoin-Handels generiert den Stromhunger. Und der Vorteil der Anonymität könne auch ein Nachteil sein: «Ein Bitcoin-Konto ist deshalb auch gut für Erpressung oder Schwarzgeld geeignet.» Marius Schären

Video: reformiert.info/blockchain



Urs Hardegger in einer der beiden Hospiz-Wohnungen im Alterszentrum Senesca in Maienfeld.

Foto: Peter de Jong

Hospiz darf kein Luxusgut sein

Sterben Das erste Hospiz in Graubünden steht in den Startlöchern. Eine Zukunft hat der Betrieb im Alterszentrum Senesca in Maienfeld aber nur mit Beiträgen des Kantons. Ein Entscheid steht derzeit noch aus.

Mittags ist der Tisch im Alterszentrum Senesca für viele Generationen gedeckt. Während Betreuerinnen Betagte an Rollatoren zu den Tischen begleiten, rennen Kindergärtner in Winterstiefeln an ihnen vorbei zum Mittagstisch. Im Speisesaal, der auch ein öffentliches Restaurant ist, warten Handwerker und Arbeiter auf ihr Zmittag. «Das Essen ist wichtig», sagt Heimleiter Urs Hardegger, «es soll einfach und gut sein, wie zu Hause.»

Nach Schweinsgeschneizletem, Gemüse und Teigwaren geht es im Lift in den obersten Stock. Getrennt von der Pflegestation befinden sich hier vier Wohnungen. Zwei davon sollen zukünftig als Hospiz dienen. «Vier bis sechs Betten wollen wir anbieten», sagt Hardegger. Die mit Bad, Wohnzimmer und Loggia ausgestatteten Dreizimmer-Wohnungen bieten auch Platz für Angehörige und Bezugspersonen.

Umdenken erwünscht

Das Projekt Hospiz in Maienfeld ist das Resultat einer langjährigen Zusammenarbeit verschiedener Institutionen in Graubünden, die sich mit dem Thema Palliative Care auseinandersetzen (Kasten). Monika

Lorez-Meuli, Geschäftsführerin von «palliative gr», dem Kompetenzzentrum für Palliativpflege, sagt: «Den Wunsch nach einem Hospiz hören wir aus der Praxis seit Jahren.» Nun liegt das Gesuch um finanzielle Unterstützung der Projektphase für drei Jahre beim Kanton. Christian Rathgeb, Regierungsrat und Vorsteher des Gesundheitsdepartementes, begrüsst die Initiative: «Ich bin der Meinung, dass das Projekt sehr gut

Vision und Realität

In der Projektgruppe Hospiz vertreten sind Mitglieder von «palliative gr», des Kantonsspitals Chur, des Gesundheitsamtes Graubünden, des Pflegedienst- und der Geschäftsleitung des Alterszentrums Senesca sowie der Menzi-Jenny-Gertrud-Stiftung. Zum Thema Hospiz in Graubünden – Vision und Realität hält Daniel Schmitzen, Pflegedienstleiter Hospiz Werdenberg am 6. Juni, 20 Uhr im Bürgerheim in Chur einen Vortrag. Anschliessend findet eine Podiumsdiskussion statt. Der Anlass ist öffentlich.

www.palliativ-gr.ch

in die Anstrengungen passt, welche das Departement und das Gesundheitsamt im Bereich der Förderung der palliative Care unternommen hat.» Der Ball liegt jetzt beim Gesundheitsdepartement und bei der Regierung.

Ein Hospiz definiert die European Association for Palliative Care (EAPC) wie folgt: «Ein stationäres Hospiz nimmt Patienten in ihrer letzten Lebensphase auf, wenn die Behandlung in einem Krankenhaus nicht mehr notwendig und die Betreuung zu Hause oder in einem Pflegeheim nicht möglich ist.» Im Zentrum stehen dabei die Anliegen und Wünsche der Patienten unter Einbezug der Angehörigen oder Bezugspersonen. Typisch für ein Hospiz ist auch die Mitarbeit von Freiwilligen. Ziel ist es Sterbenden ein zweites Zuhause zu bieten, ihnen das Lebensende in familiärer Atmosphäre zu ermöglichen.

Hospiz, das ist spezialisierte palliative Care. Im Gegensatz zur allgemeinen Palliative Care ist die Finanzierung der spezialisierten palliative Care in der Schweiz nicht geregelt. Obwohl der Bedarf – inzwischen in vielen Kantonen durch Studien belegt – nachgewiesen ist,

erhalten Hospize nur in Institutionen mit Spitalstatus Beiträge von der öffentlichen Hand. «Das ist unlogisch», sagt Urs Hardegger, «weil ein Aufenthalt im Spital teurer ist als in der Langzeitpflege oder in einem Hospiz.» Auch Hans Peter Stutz, Geschäftsleiter des Dachverbandes Hospize Schweiz, findet: «In der Gesundheitspolitik muss ein Umdenken stattfinden.» Das jetzige System honoriere zeitintensive Betreuung kaum, aufwändige Medikamententherapien dagegen schon. Der Verband hat nun in Zusammenarbeit mit dem BAG eine Studie in Auftrag gegeben, die den volkswirtschaftlichen Nutzen von Hospizen eruiert soll. Resultate werden im nächsten Jahr erwartet.

Wer ein Hospiz eröffnen will kann zwar mit Beiträgen der Krankenkassen und aus der nationalen Pflegefinanzierung rechnen. Doch das reicht nicht. Es bleiben Restkosten. Im Alterszentrum Senesca betragen sie bei guter Auslastung rund 170 Franken pro Tag. Diese werden durch Vereine, Stiftungen oder andere Institutionen gedeckt. In Graubünden scheiterten zahlreiche private Initiativen, weil diese Geldflüsse irgendwann versiegten. Ein nachhaltiger Hospizbetrieb ist ohne die Öffentliche Hand nicht möglich.

Lücke füllen

«Rund ein Fünftel der Bevölkerung stirbt in Pflegeheimen; die meisten aber beenden ihr Leben daheim», sagt Monika Lorez-Meuli. Dank der Nationalen Strategie Palliative Care muss der Kanton seinen Einwohnern Zugang zu Palliative Care er-

«Zeitintensive Betreuung wird kaum honoriert, aufwändige Medikamententherapien schon.»

Hans Peter Stutz
Dachverband Hospize Schweiz

möglichen. Das beinhaltet aber nicht spezialisierte Palliative Care, welche die Menschen benötigen, wenn sie nicht daheim sterben können. Nun sind die beiden Wohnungen im obersten Stock mit Aussicht auf den Schulhausplatz und den Falknis bezugsbereit. «Die Realisierung eines Hospiz wäre somit das letzte Puzzleteil im Palliative Care-Angebot in Graubünden», sagt Urs Hardegger. Rita Gianelli

Gepredigt

Wenn Gott nicht da ist

Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. (Psalm 42,1f.)

Wenn wir hier in den Bergen von Hirschen sprechen, dann dreht sich das Gespräch entweder um die Jagd derselben, dass beim Autofahren wieder einer im Weg stand und wenige Augenblicke später hinter dem Auto liegt, oder dass ganze Herden dieser Tiere die Gärten der am Rand unseres Dorfes stehenden Häuser verwüsten. Unseren Hirschen geht es gut! Für sie ist gesorgt. Da verendet kein einziger Hirsch wegen Trockenheit. Könnten wir – unter dem Gesichtspunkt des Wassers – also von einem Hirschparadies sprechen?

Das Bild des Psalm 42 erschliesst sich uns darum nicht auf den ersten Blick. «Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser ...» Aber in Tierfilmen im Fernsehen haben wir es gewiss gesehen, wie erschöpfte Rudel und Herden sich in trockenen Regionen unseres Planeten zu den letzten Pfützen schleppen, die noch aus vergangenen Regenperioden stammen. Ja, und es gab sie, Hirsche im Heiligen Land, sonst würde der Psalm 42 dieses Tier nicht nennen. Mehr noch: Über 100 Tierarten werden in der Bibel erwähnt. Was ist eine Quelle, die nicht mehr existent ist? Vielleicht haben wir keine Ahnung davon, was es heisst, wenn eine Quelle versiegt, angesichts von Brunnen in jeder Strasse und auf jedem Platz unseres Dorfes. Und zur Not gibt es Wasser in Plastikflaschen, das wir aus allen Herren Ländern angekart bekommen. Es lebt und singt sich sehr leicht in einem so wasserreichen Land wie unserem, als irgendwo da draussen in der Steppe, in der Wüste der Vereinzelung.

Eben darum geht es in unserem Hirsch-und-Wasser-Psalm: Unser Psalm ist auch ein Lied. Und es wurde angestimmt in einer bedrückenden Fremde, in einem Moment, wo die schönen Gottesdienste im Tempel nur noch eine schwache Erinnerung war, die schmerzte. Unser Psalm ist eine Klage, vor Gott, vor dem Gott, der abwesend ist. Und diese Klage behaftet Gott bei seiner vormals verheissenen Treue: «Du hast doch versprochen, dass du immer bei uns sein wirst! – Was ist jetzt damit? Du hast gesagt, dass du der lebendige Gott bist!» Zugleich ist der Psalm ein Aufruf an die eigene Seele: Die Seele verschnachtet ja daran, dass Gott nicht da ist. Und der Aufruf lautet: Geh – gerade angesichts der bedrohlichen Situation, in der du dich jetzt befindest – geh diese Situation im Licht der Zukunft Gottes an.

Gepredigt am Klangwochenende 28.1.2018 in Andeer



Jens Köhre
Pfarrer in Andeer

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom 18.01.2018

Verfassung. Die Volksabstimmung über die neue Kirchenverfassung findet am 10. Juni 2018 statt.

Neuer Lehrplan

Der Kirchenrat genehmigt die Grundstruktur des neuen Lehrplans für den kirchlich verantworteten Religionsunterricht. Der neue Lehrplan ist ökumenisch angelegt

und gewährleistet die Anschlussfähigkeit an den Lehrplan 21.

Personelles

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund delegiert Pfrn. Miriam Neubert an die Vollversammlung der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), die vom 14. bis 18. September 2018 in Basel stattfindet.

Beiträge

Der Kirchenrat unterstützte im vergangenen Jahr 130 Konfirmanden- und Jugendarbeitsprojekte mit insgesamt 97 000 Franken. Stefan Hügli, Kommunikation

Landeskirche sagt Nein zu No Billag

Abstimmung Der Bündner Kirchenrat empfiehlt, am 4. März die No-Billag-Initiative abzulehnen. Er betont dabei die Sicht Graubündens als Randregion und die Wichtigkeit ausgewogener Berichterstattung.

Im dreisprachigen Kanton Graubünden wären die Konsequenzen der No-Billag-Initiative deutlich sichtbar, argumentiert der Kirchenrat der reformierten Landeskirche Graubünden am 8. Februar in einer Mitteilung. Er empfiehlt die Ablehnung der Initiative. Meinungsvielfalt, ein vielfältiger Themenmix und

regional recherchierte Medienangebote seien für die Gesellschaft von grosser Bedeutung, schreibt der Kirchenrat. Das sei aber wirtschaftlich wenig attraktiv. Es koste Geld, brauche Strukturen und eine entsprechende Verankerung in der Bevölkerung.

«Menschen in Randregionen sehen, wie wichtig ein öffentlicher Service public ist», sagt Kirchenratspräsident Andreas Thöny. Die Stimmen der Minderheiten dürften nicht aus der Öffentlichkeit verschwinden. Einseitigkeit in der Berichterstattung könne im Extremfall den religiösen Frieden gefährden. Stefan Hügli

Ein Freund von Biene, Murmeltier und Stein

Kunst Mirko Baselgia verwandelt Natur in magisch anmutende Kunstwerke. Jetzt stellt der junge Bündner aus Lain im Zürcher Grossmünster aus.



Mirko Baselgia in seinem Atelier mit einem Emblem aus Bienenwachs.

Foto: Nina Homberger

«Ich wollte schon als Kind wissen, was sich in einem Murmeltierbau verbirgt», sagt Mirko Baselgia. Der junge Mann mit Strickjacke und Mütze steht in seinem mit Kisten und Büchern vollgestopften Atelier in Tiefencastel. Er zeigt auf eine Skulptur am Boden, die wie ein riesiger Wurm aussieht. Dabei handelt es sich um einen Teil eines total 8,8 Meter langen Bronzeabgusses eines Murmeltierbaus. Wenn der Künstler über sein Werk «Endoderm» spricht, sprudelt es nur so aus ihm heraus. «Ich will eine andere Sicht auf die Umwelt eröffnen, Verborgenes hervorholen.» Den von einer neuen Strasse bedrohten Murmeltierbau am Julierpass hat er mit Zement ausgiessen lassen, ausgegraben und in Neapel in Bronze giessen

«Als ich in Zürich lebte, habe ich viel zu viel Zeit mit Warten verbracht.»

lassen. Zuvor hatte er die Höhle zwei Wochen lang beobachtet, um herauszufinden, wann sich die Tiere nicht darin aufhalten.

Eigenwillige Vision

Mirko Baselgia träumte schon als Kind davon, Künstler zu werden. Er geht zum Bücherregal und zieht eine Romanbiografie des Renaissance-Malers Michelangelo Buonarroti hervor. «Dieses Buch gehörte meiner Grossmutter – ich las es mit elf Jahren in einem Zug durch und wusste: Ich will auch Kunst machen.» Wie er das umsetzen könne, habe er lange nicht gewusst. «Ich hatte keine Vorbilder im Heimatdorf Lenz, wo man als Kind nicht tun kann als Baumhüttenbauern.»

Wie das 500-Seelen-Dorf heute aussieht, zeigt Baselgia auf einer Autofahrt zu seinem heutigen Wohnort Lain. Die Strasse führt durch das Dorf Lenz. Baselgia deutet auf Neubauten. «Das ist nicht das, was mir gefällt.» Er zeigt das alte Haus der Grossmutter («sie macht die bes-

ten Capuns») und auf die Biathlon-Arena, die sein Bruder leitet. Vergnügt winkt er dem Onkel auf der Gegenfahrbahn zu. «Ich bin in der Region verwurzelt und fühle mich wohl», sagt er schmunzelnd.

Acht Jahre hat er in Zürich gelebt. Baselgia möchte nicht mehr in die Stadt zurück: «Ich habe in Zürich zu viel Zeit mit Warten verbracht: an der Kasse, aufs Tram, beim Zebraustreifen. Diese Zeit setze ich lieber für meine Arbeit ein.»

Magische Verwandlungen

Meist ist es die Natur, die ihn inspiriert und die er in Kunst verwandelt. So liess er das Bild einer Bienenwabe mehrfach vergrössern und erstellte eine 3D-Vorlage, die ein Schreiner aus Arvenholz mit einer Fräsmaschine ausarbeitete. So entstand ein fein duftendes Relief, das man berühren darf. «Ich möchte mehrere Sinne der Betrachterinnen und Betrachter ansprechen und deren Wahrnehmung erweitern», sagt Baselgia.

Seine Ausstellung «Transmutation» in der Krypta des Grossmünsters dreht sich um die Verwandlung von Gestein in Porzellan, die er im letzten Sommer im chinesischen Jingdezhen beobachtet hat. Im Raum stehen massive Steinblöcke aus Petuntse, einem der Grundstoffe für Porzellan. Anstelle der Fenster sind hauchdünne Porzellanscheiben eingesetzt.

Heute kann Mirko Baselgia von der Kunst leben. Bis zur Verwirklichung seines Kindheitstraums sei der Weg weit gewesen, sagt er. Auf Drängen der Eltern lernte er Hochbauzeichner, bevor er Künstler wurde. Früher sei er in seiner Heimat manchmal schon etwas schräg angeschaut worden. «Heute haben sich die Leute daran gewöhnt, dass ich meinen eigenen Weg mache.»

Sabine Schüpbach

Mirko Baselgia, 35

Er wuchs in einer rätoromanischen Familie in Lantsch/Lenz GR auf und lebt heute in Lain. Nach einer Lehre als Hochbauzeichner absolvierte er die Zürcher Hochschule der Künste. Seine Ausstellung «Transmutation» in der Krypta des Grossmünsters ist vom 3. bis 22. März zu besichtigen. Finissage mit Teezeremonie 22. März 2018, 18 Uhr.

Männer inspirieren auch Frauenthemen

Weltgebetstag Seit Jahren nimmt Bernhard Bislin an den kantonalen Vorbereitungstreffen teil. Dass er dabei der einzige Mann ist, kümmert ihn nicht.

Der Wolf kommt, heisst es manchmal, wenn Bernhard Bislin auf einer Baustelle auftaucht. Oder es hängt eine Fahne als versteckte Warnung am Gerüst. Nicht immer ist der Sicherheitsfachmann bei seinen Kontrollgängen willkommen. Bernhard Bislin amüsieren solche Sperrzeichen. «Mein Ziel ist, dass die Arbeiter gesund nach Haus zurückkehren.» Tatsächlich ist es weniger der Wolf als vielmehr seine «frauliche Seite», die das Leben des dreifachen Familienvaters und Ehemannes beeinflusst. «In mir schlummern zwei Seelen.» Ihm liegt das Technische genauso wie das Soziale.

Deshalb drängte es ihn nach der Lehre als Elektromonteur, die Ausbildung zum Jungarbeiter in An-

griff zu nehmen. Fünf Jahre arbeitete er für die katholische Kirche Chur in der Jugendarbeit, bis es ihn nach Sagogn zum Elektrizitätswerk Bündner Oberland verschlug. Heute ist er selbstständig und berät Grossbaustellen und Firmen.

Frauenbewegung inspiriert

Seine soziale Seele lebt er mit der «Gruppa sociala» in Sagogn aus, wo er seit dreissig Jahren mitwirkt. Zusammen organisierten sie den Suppentag oder den Rübaliachtli-Umzug. Aktivitäten, die inzwischen Schule und Vereine übernommen haben. Fix im Programm ist nach wie vor die Organisation des Mittagstischs, der Roratefeier und des Weltgebetstages. Jedes Jahr besucht

Bernhard Bislin die kantonalen Vorbereitungstreffen. «Beim ersten Mal war ich überrascht, der einzige Mann zu sein.» Trotzdem meldete er sich im Jahr darauf wieder an. Inzwischen gehört er seit bald zwanzig Jahren zum Vorbereitungsteam. «Gute Gespräche über den Glauben habe ich mehrheitlich mit Frauen.»

Der Weltgebetstag ist die grösste ökumenische Frauenbewegung

«Männern täte es gut, sich mit Frauenthemen auseinanderzusetzen. Denn es ist ungemein bereichernd.»

Bernhard Bislin
Mitglied Vorbereitungsteam

der Welt. Von einer Amerikanerin im vorletzten Jahrhundert ins Leben gerufen, breitete sich ihre Idee rasch um den Globus aus: Sorgen und Nöte mit Christinnen und Christen teilen und grenzübergreifend im Gebet vereint zu sein. In über 170 Ländern wird am ersten Freitag im März der Weltgebetstag zelebriert. Um die Länder und Kulturen kennenzulernen, erstellt je-



weils ein ausgewähltes Land eine Liturgie, die alle Länder übernehmen. In der Schweiz werden diese in kantonalen Vorbereitungstreffen vorgestellt. Dieses Jahr stammt sie aus dem tropischen Surinam.

Kirche gestalten

Für Bernhard Bislin ist der Weltgebetstag einer der Höhepunkte seiner nebenamtlichen Tätigkeiten. Traditionsgemäss wird der Weltgebetstags-Gottesdienst von den Kirchengemeindemitgliedern gestaltet. Bislin schwirrt dazu bereits eine Idee im Kopf. Verraten will er noch nichts. Für den Katholiken symbolisiert diese ökumenische Bewegung das Wesen der Kirche: Mitwirkung von Laien beim Gottesdienst, weltumspannendes Beten, Offenheit für andere Kulturen und Menschen. «Während des Weltgebetstages herrscht ein besonderer Geist, das fasziniert mich.» Dass nicht mehr Männer am Weltgebetstag teilnehmen, bedauert er. «Männern täte es gut, sich vermehrt auch mit Frauenthemen auseinanderzusetzen. Denn es ist ungemein bereichernd.» Rita Gianelli

DOSSIER: Die Wurst

Editorial

Der Fleisch gewordene Protest

«Zum ersten spricht Christus Mathei 15: Das da ingadt in den Mund, vermassget (verunreinigt, Red.) den Menschen nit...» Aus diesen Worten, so der Text weiter, merke jedermann wohl, dass keine Speise, die mit Mass und Dankbarkeit genossen werde, den Menschen zu verunreinigen möge. Das sind Passagen aus einer Schrift des Zürcher Leutpriesters Huldrych Zwingli vom 16. April 1522. Gedruckt hatte das Werk Zwinglis Freund Christoph Froschauer. Es basierte auf einer kurz zuvor gehaltenen Predigt Zwinglis, die eigentlich eine Verteidigungsrede für Froschauer war. Denn der Drucker hatte sich erdreistet, am

9. März 1522, dem ersten Sonntag der Fastenzeit, in seinem Haus für sich und seine Druckergesellen und im Beisein mehrerer weltlicher und geistlicher Honoratioren ein Wurstessen zu veranstalten, als Protest gegen das Abstinenz- und Fastengebot. Der Grosse Rat ordnete sofort eine Untersuchung zum frechen Fastenbruch an. Zwingli von der Kanzel gepredigte «Meynung», ob es statthaft sei, die Speisen zu bestimmten Zeiten zu verbieten, erschien bereits am Gründonnerstag im Druck und löste eine breite Kontroverse aus. Das provokative Verzehren einer in dünne, oblatengleiche Scheiben geschnittenen Rauchwurst gilt seit-

her, wie man heute sagen würde, als «Kick-off» der Reformation in Zürich. Sind Wurstessen, wie sie dieser Tage manchenorts inszeniert werden, einfach folkloristische Vermarktung des Reformationsjubiläums? Nein. «reformiert.» hat sachkundige Menschen zu Tisch gebeten, weil sich zum deftigen Schmaus vortrefflich über Religionsgeschichte, über Trennendes und Verbindendes, über Ökumene, Kultur und Volkstum disputieren lässt. Auch im Volk ist die Symbolkraft der Wurst durchaus lebendig: Das Zürcher Oberland etwa, einst umkämpftes Grenzland des reformatorischen Zürich

zum gasterländischen Katholizismus, pflegt noch heute liebevoll den Brauch des «Schübligziischtig». Nicht wie im katholisch-alemannischen Raum am «Schmutzigen Donnerstag», zum Auftakt der Fasnachtstage, wurde und wird hier seit der Reformation das Wurstessen zelebriert, sondern erst am Dienstag unmittelbar vor Aschermittwoch, hart an der Grenze zur obrigkeitlich und klerikal verordneten vierzigstägigen fleischlosen Fastenzeit. Und dank Vakuumierung lässt sich die an sich rebellische Tat auch heute noch vollbringen: den Schübling einige Tage nach Aschermittwoch zu verzehren. **Thomas Illi**



Gebraten, gegart und gekocht

Wurst ist ein deftiges Stück Kulinarik und Abbild der regionalen Vielfalt in der Schweiz. «reformiert.» bittet zum geselligen Wurstschnaus – der vorösterlichen Fastenzeit zum Trotz.



Vom provozierenden Wurstmahl zum provozierenden Verzicht

Reformation Eine Künstlerin, ein reformierter Pfarrer, eine katholische Ordensschwester und ein Kulinarikfachmann treffen sich zum Wurstessen in der Kapelle. Sie reden über Fastenregeln, Butterbriefe und Küchenbrettchen, die Geschichten erzählen.

Wir haben Sie gebeten, eine Wurst auszuwählen, die wir nun zubereiten haben. Welche ist Ihre Wurst?
Irene Gassmann: Bevor ich ins Benediktinerinnenkloster eingetreten bin, habe ich die Bäuerinenschule absolviert. Dort lernten wir auch, selbst zu wursten. Die Leberwurst verbinde ich mit dieser Zeit.

Dominik Flammer: Ich wählte den Fastenbrecher schlechthin. Die Boudefas aus dem Waadtland ist die grösste Wurst der Schweiz. Das Wursten ist ja die eigentliche Königsdisziplin des Metzgerhandwerks. Das Rind auseinanderschneiden kann der Lehrling, wursten jedoch ist Chef-sache. Früher war die Wurst ein Luxusprodukt. Die Schweine wurden im Wald gehalten und ernährten sich von Eicheln, Wurzeln, Schnecken. Ihr Fleisch war entsprechend mager. Zur Zeit des Wurstessens beim Drucker Froschauer 1522 war eine Wurst so wertvoll wie heute vielleicht ein Rindfleisch.

Was verbinden Sie mit der Hirschwurst, die Sie ausgesucht haben?
Esther Schena: Diese Siedwurst erinnert mich an eine Ausstellung von 2012 im Rätischen Museum in Chur zur Wurst. Ich habe damals Bilder von Wildtieren auf gebrauchte Küchenbrettchen gedruckt und bemalt. Die Tierbilder stammten aus Fotofallen, die Jäger in den Bündner Wäldern aufstellten.

Sie wollten zeigen, was hinter der Wurst steht, die wir auf dem Küchenbrettchen schneiden?
Schena: So arbeite ich nicht. Es ging mir nicht um das herzige Reh, das getötet und zur Wurst verarbeitet wird. Wichtig war mir, dass ich gebrauchte Holzbleche verwendete.

Darauf sind die Schnittspuren zu erkennen. Sie erzählen ganz persönliche Geschichten. Dann kommt die Geschichte vom Tier dazu, das in die Fotofalle tappt. Die Tierbilder beziehen sich auf die digitale Welt. Diese Mischung aus öffentlich und privat hat mich interessiert.

Und der Pfarrer am Zürcher Grossmünster serviert eine St. Galler Bratwurst. Warum?
Christoph Sigrist: Mit St. Gallen verbinde ich meinen Lehrblätz zum Fasten. Als ich Pfarrer an der Kirche St. Laurenzen war, feierte ich einen ökumenischen Gottesdienst am Aschermittwoch. Danach servierten wir Gerstensuppe. Die Mesmerin tat Speck in die Suppe. Für die Katholiken war das ein Affront, sie assen nichts. Und natürlich musste ich als Zürcher viele Sprüche anhören zum Senf, den ich immer dazu gebe. Zur St. Galler Bratwurst ist Senf ja streng verboten.

Der Zürcher Reformator Zwingli ass 1522 keine Wurst und gab erst später seinen Senf dazu. Verliess ihn beim Wurstessen der Mut?
Sigrist: Zwingli war ein schlauer Fuchs, ein Politiker. Hätte er von der Wurst gegessen, hätte er sich ins Abseits manövriert. Mit seiner Präsenz duldete er den Fastenbruch zwar, versties selbst aber gegen kein Gesetz. Zwei Wochen später konnte er aus der Position der Unabhängigkeit heraus den Fastenbruch von der Kanzel im Grossmünster herab verteidigen. Damit provozierte er nicht nur den Bischof von Konstanz, er musste sich auch vor dem Zürcher Rat rechtfertigen, der für die Einhaltung der Fastengesetze zuständig war. Zwingli

überzeugte den Rat. Für den Reformator war das Wurstessen eine Inszenierung, die zeigte, wie religiös begründete Regeln durch die Macht der Kirche instrumentalisiert und im Alltag ohnehin unterlaufen wurden. Vom Bischof forderte er, auch gleich den Zölibat für Priester abzuschaffen.

Flammer: Das Wurstessen machte nur öffentlich, was im Verborgenen schon längst üblich war. Kranke waren von den strengen Fastenregeln ausgenommen. Ein Historiker aus Österreich hat in seiner Dissertation aufgezeigt, dass sich bis zu achtzig Prozent der Leute krank meldeten während der Fastenzeit. Lange Zeit waren ja sogar Milchprodukte und Eier verboten.

In der Fastenzeit wurden alle Menschen zu Veganern?
Flammer: Sie sollten es zumindest. Aber es gab viele Ausnahmen. Die Kirche verkaufte Butterbriefe. Damit konnten sich Städte vom Fastengebot freikaufen und mit Milchprodukten handeln. Der Petersdom in Rom wurde mit dem Verkauf der Butterbriefe finanziert. Zugleich waren die Leute extrem kreativ, um Fastenregeln aufzuweichen. Fisch war ja ohnehin vom Verbot ausgenommen. Benediktinermonche behaupteten sogar, dass eine bestimmte Gans einer Muschel entspringe und verzehrt werden dürfe.

Sigrist: Auch der Zölibat war eine Farce. Sogar Päpste hatten Kinder. Das Wurstessen war der geplante Coup, mit dem die ganze Doppelmoral der Kirche offensichtlich wurde. Insofern war Zwingli ein Künstler. Schena: Vielleicht nutzte er mit dem inszenierten Wurstessen die Mittel der Kunst. Doch er zielte ganz

Wie Zwinglis Wohnsitz zum Kulturhaus wurde

Die Helferei an der Kirchgasse in Zürich wurde 1270 erstmals als Haus des Leutpriesters und Chorherren Weiche urkundlich erwähnt. Als «Schulei» diente sie ab 1412 als Unterkunft für die Mitarbeiter des Grossmünsterstifts. 1525 zog der Reformator Huldrych Zwingli mit seiner Familie ins Haus ein, hier wohnte er bis zu seinem Tod im Zweiten Kappeler Krieg 1531.

Neugotische Kapelle
1832 wurde die Schulei in Helferei umbenannt. An der Kirchgasse befand sich nun der Amtssitz der Grossmünster-Diakonie. Dieser sozialen Tradi-

tion fühlt sich das Haus bis heute verpflichtet. In den Jahren von 1858 bis 1861 wurde die neugotische Kapelle erbaut, in der am 29. Januar auch das Wurstessen von «reformiert.» stattfand. Die Würste wurden also noch vor dem Beginn der Fastenzeit serviert. Für die Organisation, Zubereitung und Dekoration waren Maja Davé und Susanne Kreuzer verantwortlich.

Kultur und Kirche
Seit 1974 ist die Helferei ein Zentrum für Kultur und Begegnung. 2012 wurden das Haus und die Kapelle aufwändig umgebaut und renoviert. Im Kulturhaus stehen Literatur, Theater, Diskussionen, Musik und Ausstellungen auf dem Programm.

klar auf eine politische Wirkung ab. Als Künstlerin entwickle ich ein Werk durch Recherchen und Materialproben im Prozess, bis mich das Werk im Ausdruck wie auch ästhetisch überzeugt. Wie meine Werke dann interpretiert werden, kann und will ich nicht beeinflussen. Die Zweckfreiheit ist mir wichtig.

War das Wurstessen auch aus katholischer Sicht nötig?
Gassmann: Es war eine Provokation, die zur Kirchenspaltung führte. Ich glaube, es hätte auch Wege gegeben, die Kirche von innen heraus zu erneuern. Wir sollten gemeinsam in einem Prozess Veränderungen erwirken, statt den Hammer der Provokation hervorzuholen.

Wie fasten Sie im Kloster?
Gassmann: Benedikt hat ein eigenes Kapitel über das Fasten geschrieben. Für ihn geht es in dieser Zeit

darum, das zu üben, was man sonst über das Jahr vernachlässigt, um ein Mehr an Leben zu gewinnen. Fasten soll nicht im stillen Kämmerlein passieren, sondern mit Gottes Segen und Verbindlichkeit. Darum legen die Schwestern ihre Fastenübungen der Priorin vor.

Der Speiseplan ändert sich nicht?
Gassmann: Nein. Es gibt in der Fastenzeit einfach an zwei Abenden Suppe. Wir essen ohnehin nur drei Mal in der Woche Fleisch. Für die Fastenzeit nimmt sich eine Schwester zum Beispiel vor, achtsamer mit einem Mitmenschen umzugehen, dem sie gerne aus dem Weg geht. Ich verzichte oft auf Schokolade, weil ich sie so gerne mag. Ich habe die Erfahrung gemacht, wie gross die Vorfreude auf das erste Praliné ist. Einmal verordnete ich den Schwestern in der Fastenzeit einen freien Samstagmittag. Einige →



«Das Wurstessen war eine Inszenierung, mit der die Doppelmoral der Kirche offensichtlich wurde.»

Christoph Sigrist
Pfarrer am Grossmünster



«Wie meine Werke interpretiert werden, will ich nicht beeinflussen. Die Zweckfreiheit ist mir wichtig.»

Esther Schena
Künstlerin



«Das Rind zerteilen kann der Lehrling. Die Wurst aber macht ein stolzer Metzger immer selbst.»

Dominik Flammer
Autor und Kulinarikexperte



«Zwinglis Provokation führte zur Spaltung. Wir sollten die Kirche aber von innen heraus erneuern.»

Irene Gassmann
Priorin des Klosters Fahr



Das Wurstessen in der Kapelle (von links): Irene Gassmann, Christoph Sigrist, Stefan Schneider, Felix Reich, Dominik Flammer und Esther Schena.

Fotos: Pia Grimbühler



Einen Tag später hatte die Redaktion dann auch die Reste gegessen: Die mit Kunst angereicherte Wurstaffel nach dem Gespräch.

Foto: Pia Grimbühler

gingen spazieren, andere sassen beim Kaffee zusammen. Das löste so viel aus, dass der freie Nachmittag nun zu unserem Alltag gehört.

So macht das Fasten Spass.

Flammer: Fastenregeln sind sinnvoll, wenn sie nicht dogmatisch angewendet werden. Sie geben durch das Jahr den Rhythmus vor. Im Herbst wurde geschlachtet, zur Fastenzeit war kaum noch Fleisch da. Durch den Wegfall dieser Rituale ging viel verloren. Wir haben kaum noch ein Gefühl für Saisonalität.

Gassmann: Das Fasten darf durchaus Spass machen. Benedikt schreibt, dass die Freude im Zentrum steht. Natürlich auch die Vorfreude auf Ostern, wenn die Passionszeit zu Ende geht und wir die Auferstehung Jesu Christi feiern.

Welche Rolle spielt das Fasten oder der Verzicht in der Kunst?

Schena: Verzicht ist immer Teil der Kunst. Ich verzichte auf einiges, damit ich meinen Beruf ausüben kann. So bedeutet Kunst, auf Regelmässigkeit im Leben zu verzichten, nicht zuletzt beim Einkommen.

Hätte die Kirche auch heute wieder ein Wurstessen nötig?

Sigrist: Sicher nicht, um sich von der anderen Konfession abzugrenzen. Wir sind uns extrem nahe. Die Kirche muss das Wort ergreifen, wenn politische oder soziale Entwicklungen dem Evangelium widersprechen. Und da ist die Provokation durchaus ein legitimes Mittel.

Gassmann: Für mich wäre ein modernes Wurstessen, wenn beide Kirchen ihre Mitglieder dazu motivieren würden, eine Woche lang zu fasten. Das Fasten kennen wir ja fast nur noch vom muslimischen Ramadan her. Aber es ist auch eine christliche Tradition. Die Reformierten müssten vielleicht über ihren Schatten springen.

Sigrist: Überhaupt nicht. Es gibt viele Fastengruppen in der reformierten Kirche. Aber ich würde noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Zürich verzichtet. Das ist in der Bankenstadt doch eine ungeheure Provokation. Verzicht sollten wir auf die Gier oder auf die Bilder, die wir uns von anderen Menschen machen. Ein solches Programm könnten alle Religionen unterschreiben. **Flammer:** Mich stört dieser religiös unterfütterte Kulturpessimismus. Verzicht ist doch Blödsinn. Ich nehme ein Beispiel: Ein Vegetarier fährt ein Dieselauto und hört im Radio

von den Abgastests mit Affen. Er müsste gleich anhalten und aussteigen. Aufrufe zum Verzicht bringen die Menschen nur ins Dilemma.

Dann doch lieber eine Wurst essen?

Flammer: Zwischendurch auf Würste verzichten, kann durchaus sinnvoll sein. Von einem kompletten Verzicht halte ich nichts.

Welche Erkenntnisse die Wurstesserinnen und Wurstesser aus der Helferei mitnahmen im Video:

reformiert.info/wurst

Gassmann: In der Wurst ist Fleisch, das sonst nicht verwendet werden könnte. Dass weniger Essen wegwerfen wird, müsste auch auf die Liste unserer Fastenaktion.

Flammer: Wobei früher viel mehr Resten verwendet wurden. Heute ist nicht einmal mehr in der Berner Zungenwurst wirklich Zunge drin. Stattdessen wird Braten verwendet. **Schena:** Wichtig finde ich, dass sich das Fasten nicht auf den Verzicht auf Essen beschränkt. Essen ist etwas Zentrales, es verbindet.

Sigrist: Den hier propagierten Verzicht kann natürlich niemand vordringen, er muss freiwillig erfolgen.

Womit wir wieder bei Zwinglis Kritik am Fastengebot sind.

Sigrist: Genau. Zwingli wehrte sich nur gegen den Zwang, den Kirche und Staat ausübten. Alle Christen sollten die Freiheit haben, zu fasten oder eben nicht. Wir würden mit unserem Aufruf keinen Zwang ausüben, aber bewusst machen, dass wir Verzicht in einer Gesellschaft, in der fast alles möglich geworden ist, nötiger haben denn je. Verzicht bedeutet heute oft Freiheit.

Flammer: Mir bleibt der Aufruf zum bewussten Genuss sympathischer.

Der ist jetzt aber auch nur ein Schlagwort.

Flammer: Ich kaufe nur Fleisch, das von biologischen Höfen stammt. Wenn ich die Ernährung nach der Saison richte und regionale Produkte verwende, esse ich ganz ohne Verzicht gesund und abwechslungsreich. Das meine ich damit.

Gassmann: Bewusst leben – genau das ist für mich benediktinisch.

Flammer: Auch bewusste Völlerei kann glücklich machen.

Interview: Felix Reich, Stefan Schneider

Dominik Flammer, 51

Der studierte Ökonom war Journalist und hat sich inzwischen auf das kulinarische Erbe des Alpenraums spezialisiert. Er engagiert sich für eine engere Zusammenarbeit zwischen Landwirtschaft und Gastronomie. Der Autor vieler Bücher und Drehbücher leitet zurzeit den Aufbau des Kompetenzzentrums für alpine Kulinarik, das im Herbst 2019 im früheren Kapuzinerkloster in Stans eröffnet wird.

Irene Gassmann, 52

Seit 2003 leitet Irene Gassmann das Benediktinerinnenkloster Fahr, das 1130 gegründet wurde und zur Abtei von Einsiedeln gehört. Das Kloster ist eine Aargauer Enklave im Kanton Zürich. Als Priorin trägt Irene Gassmann die Verantwortung für die klostereigenen Wirtschaftsbetriebe. Für die nicht mehr benötigten Gebäude sucht das Kloster Investoren. Zurzeit werden die eingereichten Projekte geprüft.

Esther Schena, 41

In Müstair aufgewachsen, lebt und arbeitet Esther Schena in Zürich. Sie absolviert ein Masterstudium an der Zürcher Hochschule der Künste. 2009 erhielt sie den Förderpreis des Kantons Graubünden. 2012 stellte Esther Schena im Rätischen Museum in Chur im Rahmen der Ausstellung «Die Wurst» aus. Als Sonderausstellung waren ihre Werke später auch im Mühlerama in Zürich zu sehen.

Christoph Sigrist, 55

Seit 2003 ist Christoph Sigrist Pfarrer am Grossmünster in Zürich. Vom Kirchenrat wurde er als Reformationsbotschafter eingesetzt. Seine erste Pfarrstelle hatte er in der Toggenburger Gemeinde Stein, später initiierte er in St. Gallen die Citykirche St. Leonhard. Christoph Sigrist ist Privatdozent für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern und präsidiert das Zürcher Forum der Religionen.

Kulinarischer Streifzug durch das Land der Würste

Folklore Die Regionen der Schweiz unterscheiden sich nicht nur durch Land und Leute, sondern auch durch charakteristische Wurstspezialitäten.

Jetzt geht es um die Wurst. Aber das ist mir wurscht. Ich will nicht der Hanswurst sein. Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei. Diese Redensarten zeigen: Im Volksmund ist die Wurst nicht nur kulinarisch, sondern auch sprachlich präsent. Ursprünglich – vermutlich bereits in der Antike – war dieses Nahrungsmittel erfunden worden, um auch die weniger edlen Stücke des geschlachteten Viehs zu verwerten und haltbar zu machen.

Der Wurst haftet noch heute etwas Hendsärmliches an. Sie ist in der Schweiz geradezu zu einem Sinnbild der regionalen und kulturellen Vielfalt geworden. Davon berichtet Fritz von Gunten, Autor des Buchs «Alles ist Wurst – Auf dem Wurstweg durch die Schweiz». «Während meiner Recherchen wurde mir erst so richtig das Wesen des Schweizer Föderalismus bewusst», sagt er. Kaum eine grössere Stadt oder Region, die nicht ihre eigene Wurstspezialität hat: St. Gallen den Schübli, das Wallis die Trockenwurst, Chur die Beinwurst, Appenzell die Siedwurst, Basel den Chlöpf, das Tessin die Luganighe. Und andere mehr.

Die Wurstkultur ist laut von Gunten im Volk nicht zuletzt deshalb so tief verwurzelt, weil sie oft im Zusammenhang mit einem traditionellen Fest steht: der Escalade, der Olma, der Fasnacht. Und: «So eine Wurst spricht alle Sinne an und ist praktisch; sie riecht auf

dem Grill schon von Weitem gut, lässt sich von Hand essen und unkompliziert mit anderen teilen.»

Zudem haben Würste ihre Geschichte und Geschichten. So soll die Beinwurst auf den heiligen Crispin zurückgehen, der als armer Wanderer vom Churer Bischof abgewiesen wurde. Dafür gewährte ihm ein Tag-

löhner Unterkunft. Crispin bedankte sich bei ihm, indem er beim Bischof ein geschlachtetes Schwein entwendete und dieses mit Pfeffer, Muskat, Knoblauch und Wein grob verwurstete.

Übrigens: Die gute Metzgerei erkennt man nicht am Filet, sondern an der Wurst. «Sie ist das Aushängeschild eines Betriebs», sagt Stefan Holzner, Inhaber der gleichnamigen Metzgerei in Hindelbank und bernischer Lehrlingsobmann. «Die Familienrezepte werden gehütet wie ein Schatz.» Zu schmackhafter Wurst gehöre Material von guter Qualität, Fachwissen – und zuweilen auch ein Blick auf das Wetter, nämlich bei der traditionellen Herstellung von Trockenwurst. Hier entscheidet die Witterung mit, ob das Produkt gelingt. Hans Herrmann

Fritz von Gunten
Autor des Buchs «Alles ist Wurst»

Eine Luzernerin tritt gegen die patriarchale Kirche an

Priestertum Die 27-jährige Theologin und Journalistin Jacqueline Straub hat ein Ziel, an das sie als überzeugte Katholikin eigentlich nicht mal denken dürfte: Priesterin zu werden.

Immer mehr Menschen treten aus der Kirche aus, Sie wollen Priesterin werden. Woher haben Sie Ihre Religiosität?

Jacqueline Straub: Als Kind war ich nicht religiös. Wir wohnten in einem katholischen Dorf, ich besuchte den Religionsunterricht, machte Erstkommunion. Aber wir beteten nicht und gingen nur an Weihnachten in die Kirche. Glaube war für mich gleichbedeutend wie Kirche, und die fand ich todlangweilig. Erst eine Klassenkameradin weckte mein Interesse in meiner Jugend für den Glauben. Ich las die Bibel und realisierte, wie schön der Glaube sein kann. Mit fünfzehn wohnte ich in einer Pfarrei, deren Pfarrer sehr nahe beim Menschen war. Er predigte so, dass ich es verstand.

Warum wollen Sie Ihren Glauben anderen schmackhaft machen?

Ich erlebe, wie viel Kraft mir der Glaube gibt. Da ist jemand, mit dem ich alles teilen kann. Im Herbst war ich als Reporterin an einem Ort, wo jemand erstochen worden war. Das in die Hände Gottes geben zu können machte es mir viel leichter.

Der Vatikan mit seiner Haltung zum Priesterinnenamt, Scheidung, Homosexualität ist nicht gerade ein sympathischer Glaubensvermittler.

Die Kirche hat viel verbockt, und sie ist oft arrogant. Viele finden, dass sich nichts ändern muss. Jugendliche dürfen sich vielerorts nicht engagieren, das Frauenbild lässt weitere aus der Kirche austreten. Viele Bischöfe sind Angsthasen. Doch als Christ muss man unbequem sein, Jesus war nicht duckmäuserisch. Wären wir näher bei Jesus, hätten wir keine verkorkste Sexualmoral.

Papst Franziskus scheint reformfreudiger zu sein als die Vorgänger. Es gibt Bewegung. Er ernennt Bischöfe, die reformatorisch denken. Das Problem ist, dass sich unter Johannes Paul II. und Benedikt XVI. Resignation verbreitete, die anhält. Wenige Konservative haben krasse Macht. Die Mehrheit der deutschen



Strukturelle Hürden konnte Jacqueline Straub bisher nicht nehmen, wohl aber die Meinungen ändern. Foto: Meli Straub

«Wären wir näher bei Jesus, hätten wir keine verkorkste Sexualmoral.»

und Schweizer Katholiken wollen Frauenpriesterinnen!

Konnten Sie Hürden nehmen?

Ich bin dem Ziel nähergekommen, indem ich sehr viele Menschen ansprechen kann. Da entsteht etwas. Heute bekam ich eine E-Mail von einer Frau. Sie schrieb, dass sie gegen Priesterinnen war, bis sie meine Argumentation hörte. Doch es braucht noch viel, vor allem mutige Kleriker und eine Basis, die für Ver-

änderungen aufsteht. Einige Kleriker haben nicht den Mut, mit reformfreudigen Leuten ins Gespräch zu kommen. Dabei wünscht Papst Franziskus genau diesen Dialog. Er forderte die Bischöfe auf herauszufinden, wie die Menschen in ihren Ländern über Sexualität und Scheidung denken, und ihm Bericht zu erstatten.

Wird er das Priesterverbot für Frauen kippen?

Nein, aber er verändert die Diskussionskultur. Dass man nicht Angst haben muss, exkommuniziert zu werden, wenn man Themen offen anspricht. Dass er animiert, etwa offen über Sexualität nachzudenken, ist sehr wichtig, denn das Frauenbild ist eng mit dem Umgang mit Sexualität verknüpft. Die Frau gilt in der Kirche immer noch als Verführerin, sie stellt den Leib dar, und der Mann das Geistliche. Franziskus lockert so den Boden, um die Kirche für Priesterinnen zu öffnen.

Wechseln Sie doch die Konfession und werden reformierte Pfarrerin!

So würde ich den Beruf ausüben, aber nicht meine Berufung. Die katholische Kirche ist meine Heimat. Wenn ich es nicht schaffe, Priesterin zu werden, so kann ich sagen, dass ich einen Stein auf dem langen Weg der Gleichberechtigung gelegt habe. Interview: Anouk Holthuisen

Jacqueline Straub, 27

Straub wuchs in Deutschland auf und studierte röm.-kath. Theologie in Freiburg D, Fribourg und Luzern. Seit 2014 lebt sie in der Schweiz und arbeitet als Redaktorin bei «20 Minuten». Nach «Jung, katholisch, weiblich.» und «Endlich Priesterin sein» schreibt sie ihr drittes Buch zum Thema Jugend und Kirche. Mit einem ref. Pfarrer lancierte sie die Online-Plattform «preachers.news» die christlichen Glauben frisch vermitteln will.

Jesus hat das Wort

Lukasevangelium

6,40

Ein Schüler steht nicht über dem Lehrer; wer aber alles gelernt hat, der ist wie sein Lehrer.

Wo Jesus auftrat, erregte er Aufsehen. Es zog Menschen in seine Nähe. Einige wählte er aus, ihn zu begleiten. Sie lebten mit ihm in einer Lehrer-Schüler-Beziehung; Jesus unterrichtete sie stets aufs Neue mit überraschenden Wortbildern über die Gegenwart Gottes. Mehr als mit Worten vermittelte er jedoch durch sein anschauliches Beispiel. Er liess seine Schülerinnen und Schüler unmittelbar erleben, was Feindesliebe, Mitgefühl oder Sanftmut bedeuten. Er selbst sah sich in der Tradition der prophetischen Weisheitslehrer, die immer wieder auf die umfassende Wahrheit aufmerksam machten: «Der Ewige ist es, der die Erde gemacht hat durch seine Kraft, den Erdkreis fest gegründet hat in seiner Weisheit und den Himmel ausgespannt in seiner Einsicht.» (Jeremia 10,12)

Ob Jesus den eingangs zitierten Spruch in eine konkrete Situation hineingesprochen hat? War unter

den Jüngern wieder einmal Streit darüber ausgebrochen, wer von ihnen der Beste sei? Jesu Ausspruch tönt weder beschwichtigend noch tadelnd, er beantwortet eher die Frage seiner Begleiter: Wo führt uns das eigentlich hin mit dir? Vielleicht war jemand verzweifelt über den grossen Vorsprung Jesu und traute sich selbst nicht zu, jemals eine solche Autorität und souveräne Überzeugung auszustrahlen.

Jesus liess eine derartige Befürchtung nicht gelten: Gewiss, überflügeln kannst du mich nicht, ein Schüler steht nicht über dem Lehrer. Aber du kannst dahin kommen, wo ich bin. Ich lehre es dich. Unser gemeinsames Leben zementiert nicht eine starre Hierarchie, es ist ein Lernfeld, ein Durchgangsstadium. Das Ziel unserer Beziehung ist weder Unterwerfung noch Konkurrenz, sondern unsere Ebenbürtigkeit. Ich möchte mich mit dir auf Augenhöhe austauschen.

Neben all den Meistern und Gurus, die Menschen schon verführten, hörig machten oder ausbeuteten, ist Jesus wohlthuend ermutigend und bestärkend. Wenn wir annehmen, dass er diesen Satz auf sich selbst als Lehrer angewendet hat, dann sprach er damit eine Einladung und gleichzeitig ein Versprechen aus. Wer sich von Jesus angesprochen fühlte, brauchte ihm nicht wie ein trotteliges Schaf hinterher zu laufen. Da ging ein von Weisheit Erfüllter voran und erwartete, dass der Abstand zu seinen Nachfolgern immer geringer wurde, dass sie so von ihm lernten, bis sie gleichauf und schliesslich gleich waren wie er. Marianne Vogel Kopp

Zur Rubrik: Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. Mehr zum Konzept: reformiert.info/wort

Kindermund



Der Frühling kommt – oder das Leben als Spinne

Von Tim Krohn

Wenn im Flachland schon die Krokusse blühen, schmilzt bei uns erst zaghaft der Schnee. Unser Frühling kündigt sich anders an. Die Sonne schafft es mittags wider über den Piz Mezdi. Die Siebenschläfer wachen auf und rumoren hinter der Täfelung unseres alten Bauernhauses. Und es ist die kurze Zeit der Hausspinnen. Es sind keine Netzspinnen, sondern Jagdspinnen, und für einige Tage sind wir nirgends vor ihnen sicher. Gestern fiel plötzlich eine aus einer Mütze unseres Neugeborenen. Ich schrie vor Schreck, zog den Hausschuh aus und machte kurzen Prozess.

Gerade da trat Bigna zur Tür herein. Sie kommt nun manchmal zu uns, um Bücher anzusehen. Sie schrie auch, schimpfte und weinte. «Mörder», rief sie, «aschaschin!» Ich holte ein Küchenpapier, um die tote Spinne wegzuputzen. Als ich wiederkam, kniete Bigna vor der kleinen, platt geschlagenen Leiche, sah sie fassungslos an und vergoss Tränen. «Darf ich sie wegmachen?», fragte ich. Bigna schüttelte den Kopf. «Erst musst du dich bei ihr entschuldigen.» «Entschuldige», sagte ich und nahm ihre Überreste mit dem Papier auf.

Bignas Tränen versiegt, aber das Schluchzen blieb. «Es tut mir leid. Ich wollte das Baby beschützen.» «Sie war doch gar nicht beim Baby.» Und ich hatte auch nicht die Wahrheit gesagt: Ich hätte die Spinne ebenso erschlagen, wenn wir kinderlos wären. In unser Haus verirren sich viele Tiere. Spinnen, Bienen, Wespen, Tausendfüssler, all die fange ich und setze sie aus. Ekle ich mich, gebe ich dem Tier einen Namen. Manchmal erfinde ich ihm eine kleine Biografie. Jagdspinnen lassen mir dafür keine Zeit.

Ich hoffte, das leuchte auch Bigna ein. Doch sie sagte nur: «Sie hat dir überhaupt nichts getan. Ja, wenn sie dich gebissen hätte...» «Ich will nicht warten, bis sie mich beisst, oder unser Baby.» Wieder schob ich das Baby vor. «Ich hoffe, im nächsten Leben bist du eine Spinne, und jemand erschlägt dich», sagte sie finster. «Dafür werde ich dann als etwas Schönes wiedergeboren, als Schwan oder als Bigna», sagte ich bemüht heiter. Bigna schüttelte den Kopf: «Nein, immer nur Spinne, zehnmal Spinne.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Der Preis für die Spiele im Dienst des Friedens ist hoch

Sport Umweltzerstörung und Korruption warfen ihre Schatten auf die olympischen Spiele in Pyeongchang, die nun zu Ende gehen. Eine südkoreanische Theologieprofessorin sieht dennoch viel Licht.

Für Winterspiele eignet sich Südkorea nicht wirklich. Trotz eisiger Kälte fällt selten genug Schnee. Auf dem einzigen Berg, der für Skirennen taugt, stand ein Wald, der stellenweise 500 Jahre alt war. Wenigstens erlaubte das Internationale Olympische Komitee (IOK) den Organisatoren, nur eine Piste in den Berg zu fräsen. Über 60 000 Bäume wurden gefällt, 120 Schneekanonen tauchten die Schneise in Weiss.

Wichtiger als bestehende Pisten und Klima war dem IOK ohnehin der asiatische Markt. Und der südkoreanische Präsident Moon Jae In, dessen Vater einst aus Nordkorea geflüchtet war, erkannte in den Spielen die Chance, die Eiszeit zwischen den verfeindeten Bruderstaaten zu beenden. An der Eröffnungsfeier vom 9. Februar marschierten die Athletinnen und Athleten aus Nord und Süd gemeinsam unter der Einheitsflagge ein. Das IOC half beim Friedenspathos tüchtig mit.

Unliebsame Schlagzeilen

Jedes Zeichen der Entspannung sei zwar wichtig, sagt der Journalist Hajo Seppelt. Doch die Symbolpolitik sei auch ein Ablenkungsmanöver. Schlagzeilen, die das IOK übertünchen will, hat Seppelt selbst produziert. Der Dopingexperte der ARD hat aufgedeckt, dass die Flaschen, in denen Dopingproben aufbewahrt werden, mühelos manipuliert werden können. Dies ist eine eklatante Sicherheitslücke vor dem Hintergrund, dass Russland zwischen 2011 und 2016 ein staatliches Dopingsystem etabliert hatte und Proben manipuliert worden waren.

Trotz der Beweislast konnte sich das IOK nicht zum Komplettabschluss Russlands durchringen. Saubere Sportler dürfen unter neutraler Flagge starten. Lebenslange Sperren hob der Internationale Sportgerichtshof prompt auf. Für Seppelt



Ein Friedenszeichen oder nur ein Propaganda-Coup Nordkoreas? Die Einheitsflagge an der Eröffnungsfeier.

Foto: Reuters

keine Überraschung: «Der Versuch, in einem staatlich kontrollierten Betrugssystem, in dem der Geheimdienst positive Dopingproben verschwinden lässt, individuelle Schuld nachzuweisen, war zum Scheitern verurteilt.» Immerhin stützte das Gericht den Entscheid, die verdächtigen Athleten nicht nach Pyeongchang einzuladen.

Sport überwindet Grenzen

Zur Vorgeschichte der Spiele gehört neben den Dopingwirren auch der Korruptionsskandal um die im letzten Frühling vom Verfassungsgericht suspendierte Präsidentin Park

Geun Hye, bei dem es unter anderem um Geld für Olympia ging. Die milliardenschweren Aufträge für die gigantische Infrastruktur wurden in ihrer Amtszeit vergeben.

Umweltschützer, aber auch kirchennahe Menschen gingen im Vorfeld auf die Strasse, um gegen die Bauprojekte zu protestieren. Ihre Stimmen verhallten ungehört. «Das ist bedauerlich», sagt die evangelische Theologieprofessorin Meehyun Chung, die an der Yonsei Universität in Seoul lehrt. Etwa ein Drittel der Südkoreaner sind Christen, die meisten von ihnen evangelisch. Chung ist froh, dass auch Kri-

tik sichtbar wird: An der Gangwon International Biennale in Kangneung reflektieren Werke von lokalen und internationalen Künstlern derzeit die Zerstörung, die das Sportereignis hinterlassen wird.

Dennoch erkennt Chung in den Spielen auch Gutes. Jahrzehntlang waren Kontakte zwischen der Diktatur im Norden und der Demokratie im Süden kaum möglich. «Nun findet ein Austausch statt.» Schiffe und Busse verkehren zwischen den Ländern. Musikerinnen und Musiker, Künstlerinnen und Künstler sowie Zuschauer kommen in den Süden. Sportler reisten zum Training

in den Norden. «Ein erster Schritt zur Entspannung», sagt Chung. Mit Kim Yo Jong, der Schwester des Machthabers Kim Jong Un, besuchte erstmals ein Mitglied des Diktatorenclans den Nachbarn. Dessen Präsident Moon Jae In setzte voll und ganz auf die Olympiakarte. Er erntete damit die Einladung zum Staatsbesuch – und Risse in der Allianz mit den USA, die er sogleich zu kitten suchte.

Die Schatten werden länger
Medaillenglanz und Friedenspolitik überstrahlen in Südkorea die Schatten von Umweltzerstörung und Dopingskandalen. Dennoch ist Hajo Seppelt überzeugt, «dass die kritische Berichterstattung die

«Wo einst im Koreakrieg die Frontlinie verlief, werden jetzt die olympischen Spiele der Versöhnung ausgetragen, und die ganze Welt schaut zu.»

Meehyun Chung

Professorin für evangelische Theologie

Wahrnehmung verändert und das Interesse für die Spiele nachlässt». Unberührt bleibe das IOK. «Die Sportverbände lassen sich von den Medien vor sich her treiben und geben stets nur so viel zu, wie ohnehin schon öffentlich ist.» Echtes Umdenken zu mehr Transparenz und Nachhaltigkeit sei nicht festzustellen.

Theologin Meehyun Chung sieht zuletzt sogar die gerodete Skipiste als Friedenszeichen. Denn dort sei im Koreakrieg von 1950 einst die Frontlinie verlaufen. «Jetzt wird der Ort zum Schauplatz der Versöhnung, und die ganze Welt schaut zu.»

Felix Reich und Sandra Hohendahl

Interviews: reformiert.info/olympia

INSERATE

PFARRBERUF FÜR BERUFSLEUTE
theologischeschule.ch

last call

Sie suchen eine neue Herausforderung und sind interessiert an Lebensfragen, Theologie, Geschichte und Sprachen. Wir führen Sie zum Theologiestudium an der UNI Bern oder Basel.

Nächster Ausbildungstart im August 2018
Anmeldeschluss 15. März 2018

Information und persönliche Beratung
Lorenz Hänni, 079 362 73 70 / info@theologischeschule.ch

campus Muristalden
Kirchlich-Theologische Schule

KULTOUR FERIEUREISEN
VIELE WEITERE REISEN AUF: www.kultour.ch | 052 235 10 00 | info@kultour.ch

Bezauberndes Baltikum
15. – 24. Juni 2018
eine Kulturreise zur schönsten Jahreszeit mit Pfr. i.R. Martin Schärer

Flusskreuzfahrt auf der Donau
21. – 28. August 2018
von Passau bis Budapest und zurück mit ERF Medien

Kuba – Goldgrube der Karibik
27. September – 12. Oktober 2018
Sonne, Salsa und ein Hauch Revolution mit Pfr. Ueli Burkhalter

REISEGARANTIE

www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
70 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

5023 Biberstein
062 839 30 90
Radio Freundes-Dienst
Leben für Alle
über DAB+
Infos und Programm: radiofd.ch

Die Meere und ihre Bewohner sind stark bedroht
JETZT HELFEN

WWF

Tipp

Podium

Braucht es kirchliche Sozialarbeit?

Wächst der Bedarf nach diakonischen Angeboten? Wie müsste kirchliche Sozialarbeit aussehen, welche die staatlichen Angebote nicht konkurrenziert, sondern sinnvoll ergänzt? Unter der Leitung von Adrian Camartin, Journalist RTR, diskutieren Gion Andri Bundi, regionaler Sozialdienst Graubünden, Martin Jäger, Sozialdienst Kirchgemeinde Chur, Edy Wäfler, vom Verein Brocki Grischun und Pfarrer Urs Zangger. rig

12. März, 16.45–18.45 Uhr, Kirchgemeinde Comander, Sennensteinstrasse 28, Chur.



In Chur berät die Kirche Menschen auch in arbeitsrechtlichen Fragen. Foto: zvg

Christoph Biedermann



Agenda

Bildung

Freiwilligenarbeit koordinieren

Der eintägige Kurs liefert praxisnahe Impulse für die Koordination von Freiwilligenarbeit beim Suchen, Begleiten und Schulen von Freiwilligen und gibt fachlichen Support beim Weiterentwickeln in Kirchgemeinden, Sportvereinen, Integrationsprogrammen.

Fr, 13. April, 8.45–17.15 Uhr
Restaurant VaBene, Chur

Anmeldung: info@benevol-gr.ch oder johannes.kuoni@gr-ref.ch

Ethik – Mensch – Umwelt

Ökologische, ökonomische und soziale Fragestellungen aus unserer Zeit. Ein Modul des Evangelischen Theologiekurs Graubünden. Offen für Teilnehmende aller Glaubensrichtungen.

Ab Do, 8. März, neun mal jeweils 19–21 Uhr
Kirchgemeindehaus, Rheinstrasse 2, Landquart

079 339 46 37 joerg.lanckau@gr-ref.ch, www.theologiekurs-graubuenden.ch

Erfahrungsaustausch für Vorstände

Moderierter Austausch und Organisationsberatung zu aktuellen Fragen der Gemeindeentwicklung, Führung und Zusammenarbeit. Für Kirchgemeindevorstände mit Führungsverantwortung.

Mo, 12. März, 13.30–17.30 Uhr
Ort nach Vereinbarung in der Gruppe

081 257 11 07
jacqueline.baumer@gr-ref.ch

Neue Finanzhaushaltsverordnung

Eine Weiterbildung für Finanzverantwortliche in den Kirchgemeinden. Mit Frank Schuler, Kirchenrat, und Romedi Andreoli, Partner BMU Treuhand.

Di, 10. April, 9.15–16 Uhr
Bürgerheim, Chur

081 257 11 07
jacqueline.baumer@ref-gr.ch

Reisen

Kunstwandern mit Dieter Matti

Das neue Kunstwanderprogramm, zusammengestellt von Kunstpfarrer Dieter Matti, bietet eine abwechslungsreiche Mischung von berühmten Kunstwerken und verborgenen Kostbarkeiten.

– Fr, 27. April bis Sa/So, 5./6. Mai
Katalanischer Kulturraum an der französisch-spanischen Grenze

– Fr, 18.–Sa/So, 26./27. Mai
Südliches Umbrien

Dieter Matti, 081 420 56 57
dieter.matti@bluewin.ch
www.kunstwanderungen.ch

Kirche, Kunst und Kultur

Geschichte erleben und auf den Spuren der Reformation das Bergell entdecken. Reiseleitung: Fadri Ratti, Pfarrer, Meditationslehrer, Wanderleiter. Reisebegleitung: Alex Schaub, Kirchenvorstand, Kirchenführer.

Mi, 19. bis So, 23. September

Bregaglia Engadin Turismo, Karin Clalüna, Strada Principale 101, Stampa, 081 822 15 55, info@bregaglia.ch

Pilgerstamm

Erlebnisse austauschen, alles rund ums Pilgern in Graubünden und Europa erfahren oder einfach Kontakte zu anderen Pilgern pflegen, gibt es am monatlichen Pilgerstamm.

Nächstes Datum:

Di, 6. März, ab 18 Uhr
Gasthaus Gansplatz, Obere Gasse, Chur

Kontakt: Vreni Thomann, 081 630 31 17

Konzert

Kings & Queens Schulchorband

Miteinander und füreinander ist das Motto der Chorband der weiterführenden Schulen Vaduz. Mit ihrem Benefizkonzert wollen sie Menschen in Burkina Faso einen besseren Zugang zu medizinischer Versorgung ermöglichen.

Mi, 28. März, 19 Uhr
Theater Liechtenstein, Reberastrasse 10–12, Schaan, Liechtenstein
www.tak.li

Beratung

Paar- und Lebensberatung, Chur

Angelika Müller, Jürg Jäger, Reichsgasse 25, Chur, 081 252 33 77, angelika.mueller@paarlendo.ch, juerg.jaeger@paarlendo.ch, www.paarlendo.ch

Paar- und Lebensberatung, Engadin

Markus Schäfer, Straglia da Sar Josef 3, Celerina, 081 833 31 60, markus.schaerer@paarlendo.ch, www.paarlendo.ch

Fachstellen

Behördenbildung und Organisationsberatung, Erwachsenenbildung, ÖME

Jacqueline Baumer, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 07, jacqueline.baumer@gr-ref.ch

Gemeindediakonie, Freiwilligenarbeit, junge Erwachsene

Johannes Kuoni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 85, johannes.kuoni@gr-ref.ch

Kinder und Familien

Wilma Finze-Michaelsen, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 08, wilma.finze@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung

Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, Chur, 081 250 28 63, astrid.weinert@gr-ref.ch

Religionsunterricht

Ursula Schubert, Loëstrasse 60, Chur, 081 252 62 39, ursula.schubert@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus

Cornelia Mainetti, Loëstrasse 60, Chur, 079 220 65 75, cornelia.mainetti@gr-ref.ch

Migrations-, Integrations- und Flüchtlingsarbeit

Daniela Troxler, Carsiliastrasse 195B, Schiers, 081 328 19 79, daniela.troxler@gr-ref.ch

Radio und TV

Perspektiven

Ein knallroter 30-Meter-Holz-Turm auf dem Julierpass als temporäres Theaterhaus. Ausgezeichnet mit dem Wakkerpreis, bringt Intendant Giovanni Netzer mit dem Festival «Origen» spektakuläre Kunst an ungewöhnliche Orte.

So, 18. März, 8.30 Uhr
SRF 2

«Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO»

Sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz, Wiederholung dienstags, 13 Uhr
www.suedostschweiz.ch/radio

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch

- So, 4. März, Stephan Bösiger
- So, 11. März, MARATON
- So, 18. März, Anja Felix-Candrian
- So, 25. März, Albrecht Merkel
- Fr, 20. März, Martin Pernet

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2

- So, 4. März, Evangelisch-reformierter Gottesdienst aus Bern-Frieden
- So, 11. März, Christian Rutishauser (Röm.-kath.), Caroline Schröder Field (Ev.-ref.)
- So, 18. März, Eugen Koller (Röm.-kath.), Christian Ringli (Ev.-freikirchl.)
- So, 25. März, Vreni Ammann (Röm.-kath.), Peter Weigl (Ev.-ref.)
- Fr, 30. März, Christkatholischer Gottesdienst aus Solothurn

Leserbriefe

reformiert. 1/2018, S. 3

Wenn das geliebte Tier alt und krank wird

Der grösste Liebesbeweis
Das ist ein sehr interessanter, unter die Haut gehender Bericht, es bleibt zu hoffen, dass er Wirkung hat. Es sollte selbstverständlich sein, wenn die Diagnose da ist, wenn keine Chance auf Heilung und Lebensqualität mehr besteht und die Lebensuhr abgelaufen ist, dass man das geliebte Tier durch Euthanasie erlösen lässt und ihm so unnötiges Leiden erspart. Das Wohl des Tieres sollte oberste Priorität haben. Es in Würde gehen zu lassen ist der grösste Liebesbeweis, den man dem geliebten Mitgeschöpf noch geben kann, bevor es auf die letzte Reise geht, auch wenn es einem schier das Herz aus dem Leib reisst vor Schmerz.
Annemarie Özdemir, Rüfenacht

reformiert. 2/2018, S. 1 und 5–8

Nicht alles, was gross ist, ist auch schön

Interessant
Ich hoffe, dass sich in der riesigen Kirchgemeinde Zürich Menschen in den Kreisen, in den Stadtvierteln, zusammenschließen und so auch in kleineren Gemeinschaften aktiv bleiben mögen. Es ist auch wichtig, dass Kandidaten für neu zu besetzenden Pfarrstellen in ihrem Wirkungsgebiet vorgestellt werden. Die Pfarrpersonen sind für die Gemeinde da und nicht umgekehrt ...
Das Thema Häusliche Gewalt ist schmerzhaft. Gewalt kommt nicht aus dem «Nichts», denke ich. Wenn ein Mensch nicht mehr weiter reden kann, weil es ihm «die Sprache erschlagen» hat, so kann es schwierig werden. Der Partner regt sich auf weil der andere nicht mehr spricht und der/die andere verstummt immer mehr. Wir müssen uns gegenseitig auch Zeit lassen, eine Auszeit geben. Musik kann sehr wohltuend sein, sogar Medikamente ersetzen.
Hennie Mittner, Sagogn

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.graubuenden@reformiert.info oder an «reformiert.», Rita Gianelli, Tanzbühlstrasse 9, 7270 Davos Platz Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

In eigener Sache

Neue Redaktionsleiterin

Nach achtzehn Jahren beendet Pfarrer Reinhard Kramm seine Tätigkeit als Redaktionsleiter Graubünden. In Erinnerung bleiben die feinfühligsten Kommentare des Masters in angewandter Ethik. Ab 1. März 2018 übernimmt Pfarrerin Constanze Brolemann seine Aufgaben. Die Theologin bildete sich nach ihrem Studium in Bonn zur Journalistin weiter. Sie schrieb für die renommierte Zeitschrift «Zeitzeichen» in Berlin oder die «Reformierten Medien». 2014 kam sie in die Schweiz, wo sie im Appenzell ordiniert wurde.
Andreas Thöny, Herausgeberkommission Graubünden

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 704 125 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti) BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar) GR Rita Gianelli (rig), Reinhard Kramm (rk) ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk) Felix Reich (fmr), Stefan Schneiter (sts), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 33 146 Exemplare
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur
Präsident der Herausgeberkommission: Andreas Thöny, Landquart
Redaktionsleitung: Reinhard Kramm
Verlagsleitung: Andreas Thöny

Redaktion

Wiesentalstrasse 89, 7000 Chur
Tel. 079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info

Verlag

Andreas Thöny
Loestr. 60, 7000 Chur
andreas.thoeny@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Somedia Publishing AG
Sommerstrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
Tel. 0844 226 226
abo.graubuenden@reformiert.info

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Inserateschluss Ausgabe 4/2018
7. März 2018

Druck: Ringier Print AG, Adligenswil



Portrait

Ein Freund des Lebens und der Gerechtigkeit

Syrien Auch Haitham Alkatreb forderte vor sieben Jahren auf den syrischen Strassen Freiheit und Würde. Heute sieht er sein Land als verloren an.



Täglich übt Haitham Alkatreb mehrere Stunden auf der Oud. Das strukturiert seinen Alltag.

Foto: Gerry Nitsch

Haitham Alkatreb erinnert sich noch genau, wie Syrerinnen und Syrer friedlich auf den Strassen für Freiheit und Würde demonstrierten. Der 63-Jährige war im März 2011 einer von ihnen. «Das war keine Revolution. Das war eine Explosion», sagt Alkatreb. Niemand sei auf das Ausmass der Proteste vorbereitet gewesen.

Was friedlich begann, dauert als blutige Tragödie seit sieben Jahren an: Hunderttausende Menschen flohen. Hunderttausende starben. 45 Prozent der Bevölkerung wurde vertrieben. Auch Alkatreb lebt nicht mehr in Syrien. Er wohnt als anerkannter Flüchtling in der Nähe von

Aarau. 2015 kam er mit dem Resettlement-Programm der UNO aus dem Libanon in die Schweiz. Zum ersten Mal verliess er seine Heimat. Zu gross war die Angst vor einer weiteren Verhaftung – seit 2011 wurde er drei Mal eingesperrt, verbrachte 82 Tage im Gefängnis.

Nietzsche und Hesse im Regal Während Alkatreb aus seinem Leben erzählt, fliegt das syrische Regime erneut Giftgasangriffe auf Zivilisten. Die UNO schlägt Alarm: Die humanitäre Lage in Syrien sei schlimm wie nie zuvor. Die Weltgemeinschaft bleibt stumm. Syrien sei verloren, sagt Alkatreb. «Syri-

ens Zukunft liegt in den Händen der Grossmächte.»

Im kargen Wohnzimmer von Alkatreb stehen im Gestell ein paar Bücher: Nietzsche, Hegel, Hesse in

Haitham Alkatreb, 63

Der Musiker stammt aus Salamyyia in der Nähe von Homs. Die Stadt ist bekannt für den offenen Umgang mit Religion. Alkatreb betrieb dort eine Buchhandlung. Drei Mal die Woche fuhr er nach Damaskus, um Oud zu unterrichten. Er lebt als anerkannter Flüchtling in der Nähe von Aarau.

arabischer Übersetzung. Die Oud, eine Laute, liegt auf dem Sofa. Es sind diese wenigen Stücke, die an Alkatrebs altes Leben erinnern.

Folter und überfüllte Zellen In seiner Heimat war er Musiker und Besitzer einer Buchhandlung. Er studierte Geographie und Musik. Doch sein Studium wurde im dritten Jahr jäh unterbrochen: 1982 wurde er festgenommen. «Ja, ich war Mitglied der nationalen marxistischen Partei. Aber ich bin noch aus ihr ausgetreten, bevor ich verhaftet worden bin», sagt Alkatreb. Aber das habe niemanden mehr interessiert. Seine Geschichte ist kein Einzelfall. Sondern widerspiegelt das Schicksal vieler Syrer unter dem Regime von Hafez al-Assad.

«Wir sind weder Verbrecher noch Terroristen – und werden dies auch niemals sein.»

Zehn Jahre verbrachte Alkatreb im Gefängnis. Während er von Folter, vom allgegenwärtigen Tod, von Zellen mit 70 Mitinsassen ohne Toilette erzählt, verkrampft sich seine rechte Hand. Die letzten Jahre seiner Gefangenschaft verbrachte er im Militärgefängnis Sednaya, bekannt für brutalste Foltermethoden. Es war dort, wo er das Spielen der Laute erlernte: Aus Plastikbidons, in Wasser eingelegetem Brot und Zeitungspapier bastelten die Insassen Resonanzböden. Saiten zogen sie aus Nylonsocken und den Borsten der Zahnbürsten. «Dank dem Handwerksgeschick der anderen hielt ich damals meine erste Oud in den Händen», erzählt Alkatreb. So lernte er das Lautespiel im Selbststudium mit Hilfe von Noten, die ihm sein Bruder beim Gefangenenbesuch mitgebracht hatte.

Musik und eine Botschaft Alkatrebs grosse Leidenschaft gehört der Musik. Sie gibt ihm auch hier in der Schweiz Halt. Täglich übt er mehrere Stunden auf der Laute. Bei Konzerten will er den Leuten nicht nur die Musik aus seiner Heimat näherbringen, sondern auch die Botschaft vermitteln: «Wir syrischen Künstler und Intellektuellen lieben das Leben und die Freiheit. Wir sind weder Verbrecher noch Terroristen – und werden dies auch niemals sein.» Nicola Mohler

Gretchenfrage

Sabine Boss, Regisseurin/Autorin:

«Bettler an der Türe haben mich geprägt»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Boss?

Ich gehöre zu denen, die sehr selten in die Kirche gehen. Aber ich würde mich als gläubig bezeichnen – und als Christin. Und zwar je länger, je mehr. Ich kehre wieder zurück zu den christlichen Glaubenssätzen, die ich wichtig finde: Nächstenliebe, Empathie, Verständnis für andere. Das geht immer mehr verloren in unserer Gesellschaft. Sicher hat das auch mit meinem Selbstverständnis als Künstlerin zu tun. Ohne Verständnis für das Schicksal anderer Menschen kann man nicht emotionale Filme drehen.

Die Gretchenfrage stammt ja aus Goethes «Faust», den Sie schon für das Theater inszeniert haben. Was verbindet Sie mit Doktor Faustus?

Es ist die zentrale Frage: Kann ich mein Leben selber bestimmen? Wie sehr lasse ich mich fremdbestimmen – von Gott, von einem System, das mein Leben in der Hand hat? Fausts Deal, das Optimum für sich herausholen zu wollen, und wie er dabei zugrunde geht – das ist eine wahnsinnig spannende Geschichte.

Was hat die Aargauer Pfarrers-tochter aus dem Pfarrhaus ins Leben mitgenommen?

Am meisten geprägt haben mich die Menschen, die an der Pfarrhaustüre um Geld bettelten. Mein Vater hat sie oft zum Mittagessen hereingebeten, und da kamen dann ihre Schicksale und Geschichten zum Vorschein. Ganz ähnlich war es später in der Zürcher Hausbesetzerzene. Auch da gab es diese Menschen, die aus dem System gefallen waren – und wir haben sie mitgeschleppt: Das war unser Konzept für eine bessere Welt, auch wenn das heute naiv erscheinen mag.

Was hält die Regisseurin von den Geschichten der Bibel?

Die Geschichten im Alten Testament sind extrem spannend und visuell. Aber verfilmen würde ich eine biblische Geschichte nicht. Ich finde alle Bibelverfilmungen furchtbar. Interview: Thomas Illi

Auf meinem Nachttisch

Wo kämen wir hin?

Stimme eines Predigers in der Wüste

Der berühmteste Mönch der Schweiz hat ein Buch geschrieben, das von Umkehr handelt. Umkehr des Einzelnen, Umkehr der Kirche. Es liest sich frisch, mutig und ist voller Lust am Aufbruch.

Humorvoll wird die Kirche mit einer Reisegruppe in der Sackgasse verglichen. «Stellen wir uns vor: Eine Reisegruppe hat sichverfahren. Plötzlich versperren Häuser die Weiterfahrt. Die Gruppe ist nicht bereit umzukehren. Früher waren sie schliesslich auch immer hier durchgefahren. Die Leute schimpfen. Sie warten und warten. Wut und Resignation machen sich breit. Einige fordern eine andere Reiseleitung.

Aber es ist schwierig, in dieser Situation Menschen zu finden, die Verantwortung übernehmen. Einzelne machen Vorschläge, wie es weitergehen könnte. Sofort werden sie von anderen zurechtgewiesen. Wenn es ihnen nicht passe, könnten sie ja aussteigen.»

Martin Werlen will so nicht weitermachen. Sein Motto, das im Verlauf des Buchs immer wieder auftaucht, lautet: «Leben, was wir sagen; leben, was wir beten; leben, was wir feiern.» Die Konfessionsgrenzen sind für ihn kaum von Interesse. Es ist ihm viel wichtiger, mutig das Verbindende des Glaubens zu leben. Das absolut zentrale verbindende Element ist für ihn dabei die Taufe.

Der Buchtitel zitiert ein Wort von Kurt Marti: «Wo kämen wir hin, wenn alle sagten, wo kämen wir hin, und keiner ginge, um zu sehen, wohin wir kämen, wenn wir gingen.» Die Frage ist, ob wir bereit sind umzukehren. Bin ich es?

Martin Werlen: Wo kämen wir hin? Für eine Kirche, die Umkehr nicht nur predigt, sondern selber lebt. Verlag Herder 2016, ISBN: 978-3-451-37556-9, CHF 23.10.



Rüdiger Döls
Pfarrer in Malans



Regisseurin Sabine Boss («Tatort», «Der Goalie bin ig») war im Februar im «Rügel-Talk». Foto: Gian Marco Castelberg